

Ritual und Hygiene : ein architektonisches Forschungssemester

Autor(en): **Hebel, Dirk / Stollmann, Jörg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(2005)**

Heft 14

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-919260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ritual und Hygiene

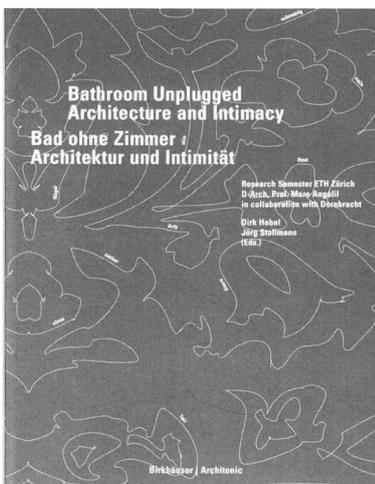
Ein architektonisches Forschungssemester

«Ritual & Hygiene» hiess das Thema eines Seminars, das wir am Lehrstuhl Marc Angéllil in engem Austausch mit den Firmen Dornbracht und Architonic im Wintersemester 2003/2004 abgehalten haben. Dabei wurde versucht, mit einem erweiterten Forschungsbegriff unseren zeitgenössischen Körperbildern auf die Spur zu kommen und ihr Potenzial für den architektonischen Entwurf auszuloten.

Wenn es darum geht, den menschlichen Körper zu behausen, könnte man mit Georges Teyssot die These wagen, dass nicht Architekten, sondern eher Ingenieure, Techniker und Mediziner die wesentlichen Beiträge zur Entwicklung unseres heutigen Domizils geleistet haben.¹ Trotzdem konnten sich Architekten in der Geschichte erfolgreich als die eigentlichen Sachverständigen darstellen. Ausgehend von einer Diskussion über Proportionen und Verhältnisse «idealer Körper» in der Antike, war die Behauptung der Analogie von menschlichem und architektonischem Körper eine der beliebtesten und erfolgreichsten architektonischen Vorstellungen – so erfolgreich, dass unser heutiger Wortschatz von architektonisch-körperlichen Analogien durchsetzt ist.

In seinem Essay «Insecurity by Design»² vermutet Marc Wigley genau in dieser Analogie das Wesen der Architektur. Durch das Gebäude, seine Organisation, Räume und Oberflächen stellt sie uns ein lesbares Bild dessen vor Augen, was wir auch auf Grund der fehlenden Distanz der medizinischen Forschung nie völlig in der Lage sind zu verstehen: Das uns Nächste und zugleich Rätselhafteste – unseren eigenen Körper. Jede Zeit, jede Gesellschaft hat demnach in ihren architektonischen Entwürfen und Gebäuden ein Abbild ihres Verhältnisses zum und ihres Verständnisses vom menschlichen Körper konstruiert. Demzufolge könnte die Aufgabe der Architektur weniger in ihrer vordergründigen Schutzfunktion als vielmehr in der Tatsache liegen, dass sie in den Körperbildern, die sie entwirft, uns auch das Absurde, das Unerschlossene, das Lächerliche und das «Unheimliche»³ unserer eigenen Körperlichkeit sichtbar und erlebbar macht und damit einen Beitrag zur eigentlichen Behausung leistet.

Diese Körperbilder unterliegen einem immer schneller vorsichgehenden Wandel. In diesem Prozess lösen sich die verschiedenen Erklärungsmodelle unserer physischen Existenz nicht ab, sondern erweitern, vervielfältigen und überlagern sich. Immer neue Erkenntnisse der medizinischen Forschung existieren in unserem Bewusstsein neben religiösen und esoterischen Körpermodellen und beeinflussen die Art und Weise, wie wir unsere alltäglichen Handlungen vollführen und Räume benutzen. Man könnte sogar behaupten,



Dirk Hebel, Jörg Stollmann (Hrsg.), *Bathroom unplugged. Architecture and Intimacy, Bad ohne Zimmer. Architektur und Intimität*, Basel, 2005.

1 Georges Teyssot, *Die Krankheit des Domizils. Wohnen und Wohnbau 1800–1930*, Bauwelt Fundamente Bd. 87, Braunschweig, 1989.

2 Mark Wigley, «Insecurity by Design», in: Heike Munder und Adam Budak (Hrsg.), *Bewitched, Bothered and Bewildered. Spatial Emotion in Contemporary Art & Architecture*, Migros Museum für Gegenwartskunst, Zürich & LaZnia Centre for Contemporary Art, Gdansk, 2003.

3 Anthony Vidler, *The Architectural Uncanny. Essays in the Modern Unhomely*, MIT Press, Cambridge, 1994.

Anwendungsgebiet „Ritual und Hygiene“
DAS DIS-LOKIERTE OBJEKT

Art der Anwendung
Pflege rituale werden in unserer Gesellschaft nicht mehr nur vornehmlich in öffentlichen und/oder privaten Räumen zugeordnet. Diese Übung untersucht, welche architektonischen Konsequenzen das Ausführen dieser Handlungen im öffentlichen Raum nach sich zieht. Welche Strategien der räumlichen und visuellen Abgrenzung oder Öffnung sind nötig, um mit der Öffentlichkeit, mit Fremden, in Kontakt zu treten oder auch mit wenigen Mitteln eine Zone der Intimität zu schaffen?

Ort der Anwendung
Jeder Studierende erhält ein Objekt, das traditionell dem Badezimmer zugeordnet war, und einen öffentlichen Ort in der Stadt Zürich. Bis Freitag ist dieser Ort als möglicher „Pflegeort“ zu untersuchen und es sind Vorschläge für die Platzierung des Objektes zu machen. Wie transformiert sich im neuen Kontext das dis-lokierte Objekt, inwieweit transformiert sich der Ort? Die Studierenden entscheiden über die Art und Weise der Präsentation (Installation Massstab 1:1, Video, Fotografie, usw.)

Zeitlicher Rahmen der Anwendung
Dieser zweite Schritt der Untersuchung soll bis am Mittwoch, den 12. November 2003, 17 Uhr abgeschlossen sein. Danach werden wir die Ergebnisse gemeinsam mit Gästen besprechen.

Anwendungsgebiet „Ritual und Hygiene“
DER DIS-LOKIERTE KÖRPER

Art der Anwendung
Dreh- und Angelpunkt unserer Untersuchung wird der tägliche Hygiene auf die Spur zu kommen, erhält jeder Studierende ein Pflegeprodukt. Es gilt, die durch das Produkt ausgelösten Handlungs- und Bewegungsräume zu erkennen und in einem weiteren Schritt räumlich zu interpretieren und zu notieren.

Ort der Anwendung
Das Ritual der Anwendung des Produktes soll in einer dreidimensionalen Notation im Maßstab 1:1 gebaut werden. Wir bitten die Studierenden, das G-Geschoss auf einen geeigneten Ort für die Installation der Notation hin zu untersuchen. Dabei ist darauf zu achten, dass die Erinnerung an den Körper, der die Handlung auslöst, in der Installation erhalten bleibt, das heißt, sie sollte in Platzierung, Höhe und Dimension dem notierten Handlungsraum entsprechen.

Zeitlicher Rahmen der Anwendung
Dieser erste Schritt der Untersuchung soll bis am Montag, den 27. Oktober 2003, 14 Uhr abgeschlossen sein. Danach werden die Installationen gemeinsam mit Gästen besprochen. Um 17 Uhr wird Meiret einen Vortrag über die künstlerischen Projekte zum Themengebiet halten, die bisher von Dombracht und Meiret & Meiret initiiert wurden.

Anwendungsgebiet „Ritual und Hygiene“
DAS DIS-LOKIERTE HEIM

Art der Anwendung:
Unser Augenmerk richtet sich nun auf unsere alltägliche Umgebung des Heim. Diese Übung untersucht, inwieweit unsere bisherigen Beobachtungen und Arbeitshypothesen das Potential haben, bestehende Gebäudetypologien zu transformieren und neue räumliche Anordnungen und Qualitäten zu generieren.

Ort der Anwendung
Jeder Studierende erhält einen Gebäudetypus und einen oder mehrere mögliche Bewohner. Aufgrund unserer bisherigen Ergebnisse möchten wir diese Übung an zwei Thesenansätze knüpfen:

- 1) Der abgeschlossene Baderaum löst sich auf. Einzelne Komponenten bilden Kerne oder Sektoren, die sich über den Wohnraum verteilen und somit neue Raumzonen und Raumgliederungen ermöglichen.
- 2) Betrachtet man die räumliche Ausdehnung des Baderums in den letzten 50 Jahren, könnte die Konsequenz darin liegen, dass der Baderaum das Heim komplett übernimmt. Alle anderen Funktionen wie das Schlafen, Kochen, Entspannen oder Arbeiten werden in den Baderaum hinein integriert.

Es gilt, eine der beiden Thesen auf ihre Anwendbarkeit zu überprüfen und weiterzuentwickeln.

Zeitlicher Rahmen der Anwendung
Dieser dritte Schritt der Untersuchung soll bis zum Januar 2004 abgeschlossen sein. Ein Forum aus eingeladenen Gastkritikern und Vortragenden, die das Entwurfsseminar begleitet haben, wird mit uns die Aufgabenstellung, den Arbeitsprozess über den Verlauf des ganzen Semesters und die einzelnen architektonischen Entwurfsprojekte diskutieren.

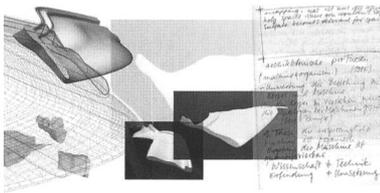
Dirk Hebel, Jörg Stollmann,
Das dis-lokierte Objekt,
Der dis-lokierte Körper,
Das dis-lokierte Heim,
Handlungsanweisung für die
Architekturstudierenden, Zürich, 2003.

dass die immer weiter fortschreitende wissenschaftliche Definition des Körpers in der Moderne zu einer neuerlichen Hinwendung zu alternativen Körperbildern geführt hat.

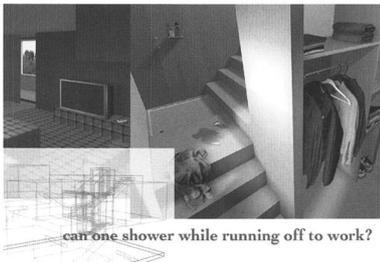
In ähnlicher Weise sind das Private und das Intime nicht mehr deckungsgleich. Für lange Zeit als privat betrachtete Handlungen rücken medial oder physisch zunehmend in die Öffentlichkeit, so dass vieles, was uns heute als «Enthüllung» präsentiert wird, kaum noch unser Interesse weckt. Gleichzeitig entwickeln sich neue Strategien, in dieser zunehmenden Öffentlichkeit des privaten Lebens Zonen oder Enklaven der Intimität zu erhalten. Deren Grenzen werden ständig neu definiert, sie verschieben sich Hand in Hand mit allgemeinen kulturellen und gesellschaftlichen Veränderungen. Solche Phänomene lassen sich nicht isoliert betrachten. Allen studentischen Arbeiten des Forschungssemesters liegt deshalb die These zugrunde, dass das Badezimmer als abgeschlossener Reinraum innerhalb der Wohnung oder des Hauses in Frage gestellt wird. Jedes Projekt hat versucht, die notwendigen räumlichen Abgrenzungen und Übergänge eigenständig zu erforschen und daraus einen architektonischen Vorschlag, ein Projekt zu entwickeln.

Unsere Forschung war nicht empirisch angelegt und wollte es auch nicht sein. Wir haben keine Tabellen aufgestellt, die festhalten, wie viele Menschen wann und was zu welcher Zeit machen, um damit ein angebliches Bedürfnis nachzuweisen. Vielmehr ging es darum, das Potenzial auszuloten, das in den alltäglichen Handlungen steckt, die wir selbst jeden Tag am und mit dem eigenen Körper vollziehen. Eine solche Handlung ist eine Einschreibung gesellschaftlicher Konventionen, aber auch ein Spiegel der daraus resultierenden Widerstände und Reaktionen des Ichs. Indem die Studierenden ihre eigenen Körper und ihr Verhalten beobachteten, wurde das unbewusst Alltägliche fremd und merkwürdig. Die genaue Beobachtung der Phänomene hatte zur Folge, dass die angebliche Normalität des Alltags sich als eine notwendige Konstruktion erwies. Auf dieser Grundlage legte jedes Projekt selbst fest, inwieweit es diese Normalität akzeptieren, kommentieren oder umgestalten wollte.

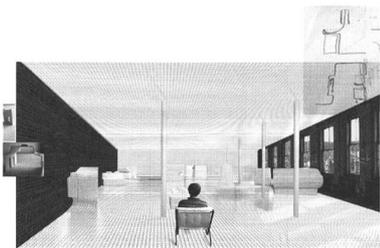
Für unsere Vorgehensweise hat Philip Ursprung in seinem Beitrag zur Publikation des Forschungssemesters den Begriff der «performativen Forschung» geprägt. «Mangels anderer Begriffe könnte man von «performativer Forschung» im Sinne der Performanztheorien der neunziger Jahre sprechen. Der zentrale Punkt dieser performativen Methode ist, den eigenen Standpunkt darzustellen, die eigene Motivation klarzumachen und sich zu exponieren – nicht aus Gründen des Subjektivismus, sondern um anderen die Möglichkeit zu geben, darauf



Carsten Steinacker, *Ritualraum Zahnbürste*, Zürich, 2003.



Silvan Furger, *Speed Cleaning*, Zürich, 2003.



Lian Fuchs, *Rein-Raum*, Zürich, 2003.

aufzubauen.⁴ Performative Forschung heisst also, ebenso viel Gewicht auf den Prozess des Versuchs wie auf dessen Darstellung zu legen.»⁵ Diese Darstellung und Diskussion unseres Arbeitsprozesses hat sowohl den Aufbau des gesamten Semesters bestimmt – die Arbeiten der Studierenden wurden immer wieder als Installationen präsentiert und mit Gästen diskutiert – als auch die Struktur der anschliessenden Publikation «Bad ohne Zimmer. Architektur und Intimität. Bathroom Unplugged. Architecture and Intimacy».

Das didaktische Konzept

Das Programm: Das Semester war als Versuch konzipiert, die Entwurfsarbeit als Forschungsarbeit zu begreifen. Dazu verliessen wir das klassische Lehrer-Schüler-Verhältnis, in dem der Lehrende im Gegensatz zu den Studierenden weiss, was Architektur ist und was nicht, und ihnen in einzelnen didaktischen Schritten dieses vorgefertigte Wissen vermittelt. Vielmehr untersuchten wir gemeinsam mit den Studierenden, inwieweit gesellschaftliche Veränderungen im Verständnis und Umgang mit unserem Körper in der Lage sind, neue räumliche Modelle für das Wohnen zu generieren.

Die Kritik: Wir begreifen Architektur als eine raumherstellende Praxis, die immer wieder den Bezug zu ihren gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen definieren muss. Deshalb wurden bestehende Räume und Raumkonzepte auf ihre Brauchbarkeit hin überprüft und untereinander verglichen. Diese Fähigkeit zum kritischen Blick auf das Bestehende forderte von uns als Lehrenden, dass wir die Struktur und den Aufbau des Semesters fortwährend mit den Studierenden diskutierten, um auf die sich im Verlauf der Arbeit entwickelnden, unerwarteten Erkenntnisse der Gruppe reagieren zu können. Weil das Ergebnis nicht feststand, war die Offenheit und Kontrolle des Prozesses umso wichtiger.

Die Handlung: Um die Beziehung zwischen Körper, Raum und gesellschaftlicher Konvention verstehen zu können, wurden während des ganzen Semesters die Erkenntnisse und Thesen am eigenen Körper erfahren und auf diesen zurückbezogen. Uns ging es nicht um empirisches Wissen, das die gestaltete Grafik der Tabelle oder des Diagramms als rhetorisches Mittel missbraucht, sondern um das Beobachten, Analysieren und Vermitteln von physischen und räumlichen Phänomenen.

Der Massstab eins zu eins: Von den ersten Übungen bis hin zur Ausstellung der Ergebnisse arbeiteten die Studierenden mit den Mitteln der Installation und der

4 Vergleiche zur Methode des *performative writing*: Amelia Jones, Andrew Stephenson, «Introduction», in: Amelia Jones, Andrew Stephenson (Hrsg.), *Performing the body. Performing the text*, Routledge, New York 1999, S. 1-10.

5 Philip Ursprung, «Performative Forschung. Oder: Wo ist die Architekturtheorie geblieben?», in: Dirk Hebel, Jörg Stollmann (Hrsg.), *Bad ohne Zimmer. Architektur und Intimität. Bathroom Unplugged. Architecture and Intimacy*, Birkhäuser, Basel, 2004.

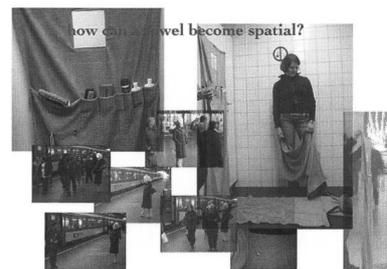
räumlichen Notation im Massstab eins zu eins. Diese Arbeit im Vollmassstab war entscheidend, da sie die Erinnerung an den Körper in sich trägt und die Erlebbarkeit des jeweiligen räumlichen Phänomens möglich macht. Ausserdem waren Aussagen über die gewünschten atmosphärischen Wirkungen und die Konflikte zwischen individueller Intimität und öffentlichen Interessen in diesem Massstab nachprüfbar.

Der Typus: Eine Wohntypologie ist keine überzeitliche Realität, sondern das Produkt der jeweiligen Gesellschaft und ihrer Wohnbedürfnisse oder der Politik und Bauwirtschaft, die diese Bedürfnisse verwalten. Deshalb waren die Typologien, wie zum Beispiel die Doppelhaushälfte oder das Wohnhochhaus, sowohl Gegenstand einer kritischen Studie als auch die Basis für die Umsetzung der vorausgegangenen Erkenntnisse unserer Forschungsarbeit. Die Entwürfe der Studierenden waren bewusste Eingriffe in die beinahe unmerkliche, aber stetig fortschreitende Transformation unserer Wohnräume.

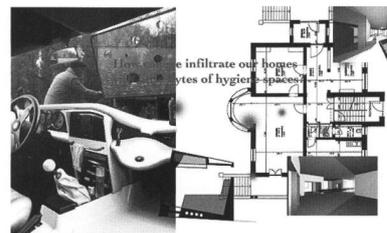
Die Form: Es gibt keine ästhetischen Entscheidungen jenseits gesellschaftlicher oder ökonomischer Rahmenbedingungen. Da das Semester genau diese untersuchen und wieder auf den architektonischen Raum zurückführen musste, war jede Diskussion über Form eine angewandte, die in jedem Projekt, das heisst in den einzelnen Diskursen der Studierenden, zu einem anderen, spezifischen Ergebnis führte.

Dirk Hebel und Jörg Stollmann sind Partner des Büros *Instant Architects*. Sie sind Assistenten an der Professur für Architektur und Entwurf von Marc Angéilil an der *ETH Zürich*.

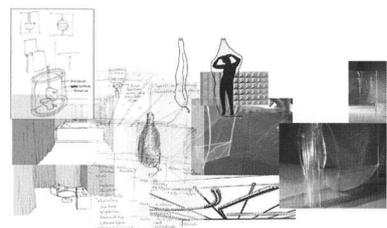
Nicholas Frei, Lian Fuchs, Silvan Furger, Iris Mathez, Christina Nater, Carsten Steinacker und Dominique Wehrli sind/waren Studierende der Architektur an der *ETH Zürich*.



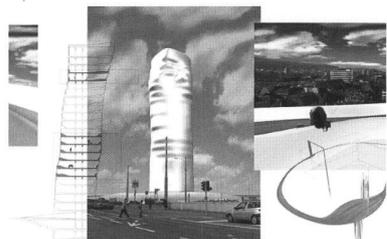
Iris Mathez, *Handtuch und Baderaum*, Zürich, 2003.



Dominique Wehrli, *Hygiene-Hybrid Auto*, Zürich, 2003.



Nicholas Frei, *Wonder Wall*, Zürich, 2003.



Christina Nater, *The Bath-Top-Tower*, Zürich, 2003.